

Verfuche nicht, das Glück zu holen, Und schau' nicht durch das Himmelsthor, Es kommt auf leisen, leisen Sohlen, Unhörbar ernst schwebt es hervor.

Es schwebt auf Silberflügeln nieder Und legt Dir auf das Haupt die Hand, Und all dein Hoffen bracht' es wieder, Und all dein Seelenweh entschwand.

Es blüht mit seinem Strahlensauge Dir weich und warm in's Angeficht, Und gleich dem ersten Frühlingshauhe In deine Brust die Wonne bricht.

Und hat es ganz dich hingegenommen, Blick in den Lenz, der dich umblüht, Und frage nicht, woher's gekommen, Wie lang es bleibt — wohin es flieht!

Das Zehnte Gebot.

Novellette von B. Herwi.

Um die Rosenzeit war's; in dem Garten, der die elegante Villa umgab, dufteten diese herrlichen Sommergärten, der Abendwind strich leise darüber hin und wehte den balsamischen Hauch mild hinauf zu der geöffneten Ballonhülle, an der eine zarte, blonde Frau saß, die gedankenvoll vor sich hinstarrte.

Wie sehnsüchtig die junge Frau auf die Blumen blickt... Heute war ihr Geburtstag, und von kostbaren Geschenken bedeckt standen die Tische im Salon.

Ihr Gemahl hatte ihr die schwarze Perlenkette gebracht, die neulich am Fenster des Juweliers ihre Bewunderung erregt hatte, auch ein indischer Schawl glänzte als Beweis seiner Aufmerksamkeit, aber an Blumen hatte er nicht gedacht; die waren nur von den vielen Bekannten und Freundinnen gebracht worden und dufteten jetzt aus den eleganten Stillhörnern und Körben. Die kleine Anni, ihr einzige, siebenjährige Töchterchen, war frisch mit Mademoiselle Bertha, ihrer Gouvernante, auf die nahe Wiese gegangen und hatte Feldblumen gepflückt; das Kind wußte, wie sehr Mütterchen die Blumen liebt...

Die junge Frau fühlte sich von dem Trübel der Gratulationen ein wenig ermüdet und hatte mit ihrem Gatten den Thee allein eingenommen. Manfred hatte seiner Frau damit ein großes Opfer gebracht, denn gerade heute war der Benefizabend der von ihm so verehrten Wita Wanda. Er hatte mechanisch die Zeitung zur Hand genommen, aber zwischen den Zeilen tanzte eine graziose Figur, gluthvolle Augen leuchteten ihm entgegen, und perlende Zähne lachten ihm zu, dazwischen erschienen ihm das verzerrte Gesicht des eifersüchtigen Clowns mit drohendem Bild. Verstimmt warf er die Zeitung aus der Hand. Daß er auch gerade heute nicht anwesend war, wo Niemand fehlen würde, daß er ihren verflochtenen, dunkelbraunen Häubchen nicht empfangen konnte, — o, er verstand es gut, Geschenke zu machen; gestern erst hatte sie es ihm in der Garderobe zugesprochen, daß nur er ihr Hergesehne und die Bewerbung des Wittmeisters von der Filow, von der man spräche, sie gar nicht interessierte.

In dem einsamen Theehütdchen hatte Helene einmal aufrecht und herzlich mit dem Gatten sprechen wollen, aber ihre Erregung war zu groß; nur bis zur Kehle kamen ihr die Bittworte, — Thränen erstikten sie, bevor sie ausgesprochen waren.

Wie er finstler aussieht und wie ärgerlich, dachte sie. Ein verdorrter Abend, brummte er. — Sie ist fast wie Eis und uninteressant, wie eine philosophische Abhandlung.

Das war nun ein vor acht Jahren heiß ersehntes Glück! ...

Endlich aber konnte er seinem Unmuth nicht mehr widerstehen, er erhob sich, ohne die fleißig stidende junge Frau, in deren Innern es gährte und wogte, noch zu beachten, und näherte sich der Thüre.

„Du gehst fort, Manfred,“ rief sie ihm ängstlich nach, — Du hast mir versprochen —

„Ich werde auch mein Wort halten, — ich muß ein wenig in's Freie, laß mich, Helene.“

Jetzt geht er dort zwischen den Rosen umher, — nun bricht er sie und windet sie zu einem kleinen Strauß, — nun wird er kommen, wird ein liebevolles Wort sagen und leise seinen Arm um ihre Schulter legen, wie in früheren, glücklicheren Tagen, als er noch keine Göttin neben ihr hatte, als sie die einzige war, die in seinem Herzen thronte... ja, jetzt kommt er zurück, sie steht auf und will ihm entgegengehen, — liebevoll neigt er sein Antlitz in die köstlichen Rosen; doch... was ist das... er eilt nicht die Stufen zu ihr hinauf, er wendet nicht den Blick zu ihr... er ruft den Diener... er flüstert leise einige Worte... giebt ihm die Rosen... eine Karte aus der Briefstube dazu, der Diener verneigt sich und geht...

Helene zittert vor Erregung und Enttäuschung — sie sucht vergebens sich zu beherrschen, sie fängt sich nicht

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. B. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 21. Juli 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 47.

wohl; — sie klingelt schnell dem Diener, aber an seiner Stelle erschien Lisette mit der Meldung, daß Franz mit einem Auftrage des gnädigen Herrn fortgeschickt sei.

Der Diener also fortgeschickt mit den Rosen, — mit ihren herrlichen Rosen, die sie zum Geburtstag von ihm hat haben wollen, die ihr allein zukommen. Wie darf ihr Gatte es wagen, sie dieser Kunststretterin zu senden, denn keine andere wie diese kann die Empfängerin sein.

Sie sieht häßig auf — die zitternden Hände werfen die Stiderei in den Korb, der bei der heftigen Bewegung zur Erde fällt, achlos tritt sie darüber hinweg und eilt in ihr Bouvoir.

Manfred promeniert noch immer im Garten, — leise pfeift er vor sich hin — er sieht nach der Uhr, dann, wie von einem schnellen Entschluß gedrängt, geht er eilig die Treppe zur Veranda hinauf.

„Entschuldige, Helene,“ beginnt er, „ich habe doch noch einen nötigen Gang —“ es war mittlerweile dunkel geworden, und nun bemerkte er erst, daß seine Frau den Platz verlassen. Mit schnellem Schritt geht er in's Nebenzimmer, findet aber auch hier alles dunkel.

„Helene!“ ruft er. Ein leises Schluchzen vom Fenster her antwortet ihm, ein Weinen aus Kindermund, ein ängstliches Stöhnen.

„Anni — bist Du's? — was ist Dir, weshalb siblest Du so allein, fehlt Dir etwas?“ Er zieht den Liebling zu sich empor und küßt die zarte Stirn. „Wo ist Mademoiselle Bertha?“ fragt er.

„Mademoiselle ist ausgegangen,“ sagt Anni, „das weißt Du ja, Papa, zur Hochzeit ihrer Freundin; ich kann meine Schulaufgaben nicht lernen, und noch niemand hat mich überhört... ach, und das Fräulein ist so streng, ich trau' mich morgen gar nicht in die Schule...“

„Was hast Du denn auf, Anni?“ „Ach, Papa, die Gebote, — und so morgen gerade das zehnte — das ist so schrecklich lang und schwer; ich habe schon so viel gelernt und hab' Mama gebeten, mich zu überhören, aber Mama meint so sehr, heut' an ihrem Geburtstage, daß ich es gar nicht anhören konnte, — sie schickte mich hinaus...“ Das Kind konnte vor Schluchzen den Satz nicht vollenden.

„Die Mama hat geweint — wann denn, Anni, und — weshalb?“ „Heut, Papa, und so oft schon, — das weiß ich nicht, ich höre es wohl, wie sie die Hände ringt und Deinen Namen ruft.“

Manfred holte tief Athem und biß sich auf die Lippen. „Also doch nicht die Eitelgültigkeit — doch Liebe, doch Temperament; daß sie es so empfinden würde, — das hätte ich nicht gedacht...“

„Geh' nur schlafen, mein Liebling,“ sagte er, „es ist schon spät.“

„Aber ich weiß ja noch nicht genügend meine Aufgabe, Papa, überhör' mich doch erst; siehst Du, hier steht's; und immer das schreckliche, Was ist das?“ das ich gar nicht behalten kann... „Nun sag' e, Anni, ich helfe Dir schon nach.“

Er hatte das Kind vor sich auf das breite Fenstertisch gesetzt, von außen stutete das helle Mondlicht herein und erleuchtete das Gesichtchen der Kleinen unbeschreiblich schön; es hatte ein Aermchen um den Hals des Vaters geschlungen, sah ihm zärtlich in die Augen und sprach nach Rinderart monoton und doch pathetisch: „Das zehnte Gebot. Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib, Anecht, Raub, Vieh oder alles was sein ist. — Was ist das?“

Und dann in schnellerem Tempo: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht sein Weib oder... oder... daß ein Jeglicher sein Weib... oder...“

„Aber, Anni, Kind, Kind, das ist ja ganz falsch!“

Da barg die Kleine sich weinend an des Vaters Brust und stammelte leise: „Ach, Papa, es ist ja so schwer, diese Gebote zu lernen.“

„Ja, Anni, sie sind schwer, sehr schwer zu lernen — ich glaub' es Dir wohl, aber noch schwerer ist es, sie für's Leben zu behalten. Deshalb lerne, mein Liebling, lerne, — tom, — ich will Dir helfen, — dann wird es schon geh'n — also, — noch einmal: „Das zehnte Gebot.“

„Du sollst nicht begehren...“

„Papa, glaubst Du, daß Mama trant werden wird?“

„Benahre, mein Kind, — morgen wird alles besser sein...“

„Papa...“ Lisette sagt, wenn man am Geburtstage weint, dann weint man das ganze Jahr... „Unfinn, Anni, Du sollst sehen, wie die Mama morgen fröhlich sein und lachen wird.“

Großpapa reisen, wie sie vorhin sagte? „Du Großpapa?... wir fahren alle zusammen zu Großpapa, in den Ferien...“

Nun nicht das Kind befreidigt. Franz brachte eben die Lampe ins Zimmer, mit pfliffigem Lächeln meldete er Manfred den Dank der Dame. „Schon gut, schon gut,“ sagte dieser kurz.

Anni saß an der Lampe mit ihrem Buche und lernte still vor sich hin, lieblos strich Manfred über ihre blonden Locken. Immer ruhiger wurde es in dem traulichen Gemach — Anni's Kopf lag jetzt auf dem Tisch — sie war eingeschlafen.

Manfred hielt inne mit seinem Auf- und Niedergehen, liebevoll nahm er das Töchterchen in seine Arme und trug es bebütamt in sein Zimmer. Das Fräulein war noch nicht zurückgekehrt; Frau Sallbach hatte befohlen, Anni's Bett in ihr eigenes Schlafzimmer zu bringen, — ihr Bettchen stand nun neben dem der Mutter. Sorgfältig legte der Vater sie hinein, nachdem er ihr das Kleidchen gelöst hatte, und bedeckte sie liebevoll zu. Dann verließ er leise das Gemach und ging wieder hinunter in den einsamen Garten.

Tief in schmerzliche, vorurteilsvolle Gedanken verloren, wandelte er durch die vom Monde beschienenen Gänge. Jetzt kam er an die Rosenbeete, deren Duft ihn schmeichlerisch umzog.

„O, ich Thor,“ murmelte er, „ich verblendeter Thor, — die kleine weiße Rose gegen die glühende Giftpflanze, schon wollte er einen Rose brechen, doch zog er die Hand zurück.“

„Morgen,“ sagte er leise, „ja, zum Morgengruß.“ Dann ging er hinauf, schloß die Thüren und betrat vorsichtig das Gemach. Mildes Licht schien von der Decke herab und beleuchtete die beiden Schlaferrinnen, Mutter und Tochter.

Ergriffen blickte Manfred in Helene's verträumtes Gesichtchen... „Du sollst nicht mehr weinen, Helene,“ flüsterte er vor sich hin, — das Kind hat mich zurückgerufen, — beim Mächtigen, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

Da bewegt sich Anni im Schlafe, das kleine erregte Mädchen konnte doch immer nicht die rechte Ruhe finden, und selbst im Traume ward sie von ihrem Verstum erfüllt — ihre Lippen bewegten sich.

Manfred beugte sich herab — und mit leiser Stimme, aber vernehmlich, hörte er das Kind flüstern: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten...“ dann wurde es unendlich und erstarb in leisem Murrem.

Manfred drückte einen heißen Kuß auf die Stirn des schlafenden Kindes.

Der „Stallmeister des Teufels.“ Der „Stallmeister des Teufels“ — so nannten die Wiener den exzentrischen Grafen Moriz Sandor, den Vater der bekannten Fürstin Pauline Meternich, die mancherlei von ihm gerührt hat, vor allem seinen Will und seine Gabe, sich in liebenswürdiger Weise bei der Wiener Bevölkerung populär zu machen; und dieser ihm vom Volke derselbe Titel war wirklich beziehungsweise für den originellen Mann, dessen ebenso tolle wie kühne Reiterthaten und sonstige Scherze manchmal eines mephistophelischen Beigeschmacks nicht entbehrten; erwähnt doch auch sogar Hebbel ein paar seiner Einfälle in seinen Tagebüchern, und bei einer dieser Notizen kann es der Dichter sich nicht verlagern, hinter der Notiz ein „Gut“ zu vermerken.

Das ist die berühmte Geschichte seiner Wette, daß er in einem Kaffeehaus arreitet werden würde, die einen genialisch-satirischen Zug des Reitergrafen verrät. Er jag — die Geschichte ist nicht erfunden, sondern beruht vollkommen auf Wahrheit — mit einigen seiner Standesgenossen gemüthlich im Kaffeehaus, als das Gespräch auf die oft recht verkehrten Maßnahmen der wohlthätigsten Polizei kam, die von den anderen verteidigt wurde. Da meinte Graf Sandor, er verpflichte sich, ohne daß er sich nur das Geringste gegen die gute Sitte zuschulden kommen lasse, noch auch das Geringste die Polizei zu erregen und dieselbe zu seiner Verhaftung zu veranlassen. Man ging auf die Wette ein, der Graf ging in sein Palais und kam nach kurzer Zeit aus demselben in ganz zerlumpter Kleidung wieder. So betrat er, in angemessener Entfernung von seinen Wittgegnern beobachtet, ein einfaches, seiner Erscheinung angemessenes Kaffeehaus, bestellte eine Kleinigkeit und legte zur Bezahlung dafür eine Tausendguldennote auf den Tisch. Sofort ließ der Wirth einen Gendarmen kommen und den des Diebstahls

verdächtigen „Bettelmann“ mit der Tausendguldennote verhaften. Graf Sandor hatte die Wette gewonnen — unter der Voraussetzung, daß es der „guten Sitte“ entsprach, zerlumpte sich in ordentliche Gesellschaft zu mischen.

Indessen das eigentliche Feld des Grafen waren seine Reiterthaten. Einer Zeit und einem Lande entfammend — er erblickte am 23. Mai 1805 in Ungarn als Sohn des Grafen Vinzenz aus dem uralten weitverzweigten Adelsgeschlechte der Sandor das Licht der Welt — wo der Aristokrat keine höchste Tugend und höchste Bildung in der tüchtigen Ausübung des Reits- und Jagdsports zeigte, suchte der junge Graf Moriz diese Tugend und Bildung schon in frühester Zeit zu bewahren. Ehe er noch gehen konnte, hatte er schon reiten gelernt, und als junger Knabe soll er fester im Sattel gesessen haben als mancher ergraute Stallmeister. Eine sogenannte elegante Figur hat er freilich als Reiter weder in der Jugend noch in späteren Jahren abgegeben. Aber niemals hat es wohl vor ihm noch nach ihm Reiter gegeben — die so verneigten Reiterthaten ausführenden Graf Sandor, dessen wie gesagt, von früherer Jugend an geübte Reiterkunst durch einen keine Grenzen kennenden Wagemuth gefördert wurde, der freilich einen pathologischen Zug hatte. Man kann als unzweifelhaft annehmen, daß der Graf, dessen Reitsinn in seinen späteren Jahren offenbar wurde, auch schon früher, als diese eine geistige Anomalie noch nicht von allen erkannt worden war, wohl die Tragweite seines Wagemuthes nicht immer erkannt haben mochte, und der Leichtsin, mit dem er tausende Male sein und anderer Leben auf's Spiel setzte, war sicherlich eine Folge tranthafter Nervenüberreizung.

In zahlreichen illustrierten Blättern früherer Jahrzehnte ist besonders eine kühne That des Grafen in Wort und Bild geschildert, wie er mit einem Viererzuge über hohe Treppen herauf- und herabfuhr. So unglücklich diese Kunststück auch erscheint, seine durchstrahlende Wahrheit sieht fest. Des Grafen Tochter, die Fürstin Pauline Metternich, hat sich einmal ausführlich über diese berühmte Treppenfahrt ihres Vaters in einem längerem Aufsatze geäußert.

Als berühmte Reiterthaten des Grafen sind noch weiter zu erwähnen sein kühner Sprung mit seinem bestbesessenen Pferde „Atlas“ über einen mit drei Pferden bespannten Bauernwagen, den er in einer ganz engen Straße ohne jeden Anlauf ausführte; dann ferner auch seine Schnell- und Dauerritte von Salzburg nach München (18 Meilen) in nicht ganz neun Stunden, von Wien nach Jisl (43 Meilen) in 16 Stunden 7 Minuten und endlich den theils zu Pferd, theils im Wagen in acht Stunden zurückgelegten Weg von seinem Schlosse zu Bajna bis nach Wien, 36 Meilen.

Aber er war nicht nur ein kühner Reiter, sondern auch einer der geschicktesten Pferdedressuren, und in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderten die Wiener nicht selten hinaus nach Boden, wo Graf Sandor im Sommer zu wohnen pflegte und wo er seinen lieben Weibern manche Extravortellung gab, recht dreuoller Art, zum Beispiel wenn er zu jedem der Fenster seiner Villa ein anderes Pferd hinauszuhauen ließ, auch im zweiten Stockwerk, wo er dann nicht selten neben seinem Lieblingspferde herausschaute, wobei beide, der Graf und das Pferd, Pfeifen rauchten.

Das war den Wienern sehr gut gefallen, läßt sich denken, und daß er daher und auch, weil er verschwünderlich freigebig war, eine der beliebtesten Gestalten war in dem vormärzlichen Wien, ist ebenso erklärlich. Weniger leicht begreiflich erscheint es daher, daß er im tollen Jahre doch nicht dem Schicksal entging, daß ihm die Wiener eine Reiterthat brachten. Freilich hatte er das weniger seiner eigenen politischen Qualität zu danken — er hat sich zeitweilen nicht um Politik getümmelt — sondern der Thatfache, daß er der Schwiegerohn des bestgeliebten Mannes in Oesterreich war, des Staatskanzlers Fürsten Metternich — Graf Sandors Tochter heirathete ihren Stiefvater, vielleicht auch galt der Unwille des Volkes der ganzen aristokratischen und so gar nichts nützbenden, aber oft recht unnütigen Lebensführung des Grafen. Genug, man brachte vor seinem Palais eine Reiterthat. Aber wie sich Graf Sandor dieser Situation gewachsen zeigte, auch darin bekundete sich ein genialer Zug. Als er den Volkshaufen seinem Palais näherte, traf er schnell seine Anordnun-

gen, und als alle vor dem Hause versammelt waren, betrat er mit zwei Dienern den Balkon. Er selbst, in der Mitte, hatte eine helltöneade Felle, auf der er die Reitermuff überstündend und begleitend ein mächtiges Furioso blies, seine beiden Diener aber mühten Reitermuff im eigentlichen Sinne des Wortes machen; sie hatten jeder einen Sa, in welchem sich Reiter befanden, und so bald sie diesen Sa auf Befehl ihres Herrn schwenkten, entstand ein fürchterliches Gequiecke und Miauen der eingesperrten Thiere. Als dieses geschehen war, ging Graf Sandor, mit Steinen bewaffnet, hinunter zum Volkshaufen, warf in seinem eigenen Palais die Fenster ein und fragte dann die „Revolutionäre“ in gemüthlicher Weise: „So! Nun sind wir hier fertig! Wohin gehen wir jetzt?“ Natürlich ging der Volkshaufe lachend auseinander, Graf Sandor hatte mit seinem Will die Stimmung besiegelt.

Das Ende des Grafen Sandor, war, wie gesagt, ein recht trübes. Bereits zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hieß es, er sei völliger Geistesumnachtung verfallen. Er soll da viel Interesse für das Köpfer gezeigt und den Wiener Hofburgschauplizer Ludwig Löwe in der Rolle des Holofernes leuchtenden Auges, das durch sein unheimliches Funkeln den Irrsinn verrieth, vor seinen Freunden kopirt haben. Als er dann allen Ernstes dem Förstner seines Palais den Befehl erteilte, dem erten, der da käme, den Kopf herunter zu schlagen, wenn's auch sein bester Freund wäre, erkannte man endlich, daß man einen Wahnsinnigen vor sich habe.

Veinake ein Menschenalter lebte er noch im Irzsin dahin. Erst am 23. Februar 1878 erlöste der Tod ihn von seinen Leiden. Da er außer seiner Tochter Pauline nur einen im jugendlichen Alter verstorbenen Sohn besessen hatte, war er der letzte zwar nicht des weitverzweigten Geschlechtes der Sandor, doch der bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinauszehenden altberühmten Grafenfamilie Sandor in Both und Bajna.

Die falschen Zähne des Scheits. Im Alter von 90 Jahren hat der Araber-Scheit Mohamed Omar Dr, debener Volk in der Nähe von Suakim lebt, und welcher jederzeit sehr loyal zur Sudan-Regierung gestanden hat, eben der Stadt Chartum einen Besuch abgestattet. Er wurde äußerst freundschaftlich von der Regierung empfangen und erhielt von dem Sirdar einen „erklafenen“ Satz künstlicher Zähne als Geschenk. Der alte Scheit ist außerordentlich gerührt von dieser Aufmerksamkeit und er hofft, damit seinen ganzen Stamm in Staunen zu setzen, wenn er mit einem Mund voll neuer zermalmerer und schneidender Zähne nach Hause kommt. Seine einzige böse Ahnung, sagt der Reiterkorrespondent, ist die Einwirkung auf seine Hauswirtschaft. Er drückte seine Furcht in folgender Weise aus: „Gott gab mir Zähne und nahm sie mir wieder als ich alt wurde. Er weiß es am besten. Jetzt hat man mir neue eingeseht. Kann der Zahnarzt mir auch sagen, was gut für meinen Magen ist?“ Des Scheits Bart, der roth gefärbt ist, steht in sonderbarem Kontrast zu seinem schneeweißen Hapt und seinen Augenbrauen.

Eine hübsche Episode. vom Aufenthalt des Kaiserpaars in Wiesbaden wird nachträglich dortigen Blättern berichtet. In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, die Verlesung der Kaiserin infolge des bekannten Unfalls sei ernster Natur. Daraufhin befürmten einige kleine Mädchen die vor dem königlichen Schlosse Posten stehenden Soldaten, sie möchten doch der Kaiserin gute Besserung wünschen und ihr einen Blumenstrauß, den die Kleinen mitgebracht hatten, in's Schloß tragen, was den Soldaten natürlich ihre Wachstunfktion verbot. Die Posten hatten Mühe, die Kleinen, die absolut ohne die erbetene Nachrich von der erfolgten Besserung nicht gehen wollten, abzuzweisen. Die ganze Szene war aber vom Kaiser von einem Fenster aus beobachtet worden, und wenige Minuten nach einem seitens der Posten erneut abgeschlagenen Angriffe erschien ein Adjutant auf der Bildfläche, der die Posten fragte, was da vorgeinge, und von ihnen eine wortgetreue Meldung des Falles empfing. Der Kaiser ließ, als er den Hergang der Dinge erfahren hatte, die Kleinen sofort in's Schloß holen und theilte ihnen selbst mit, daß sie sich um ihre Kaiserin keine Sorge zu machen brauchen, da es ihr gut ginge. Die Kleinen wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet, mit Süßigkeiten reichlich beschenkt,

auch wurde ihnen durch einen Hofbediensteten auf Befehl des Kaisers das ganze Schloß gezeigt.

Es ist verboten.

Das Londoner Wochenblatt „Answers“ veröffentlicht unter dem Titel „Verboten“ eine kleine Plauderei über „Deutschland, wie es ein Leser der „Answers“ sah. Die amüsanste Schilderung lautet: „Das Wort, das man am häufigsten in Deutschland zu sehen bekommt, lautet „Verboten“. Wenn man im Bahnhof einläßt, fällt der Blick auf lauter riesige „Verboten“, ehe man etwas anderes sieht. Es ist verboten, die Geleise zu überschreiten, Es ist verboten, diese Treppe hinaufzugehen. Es ist verboten, dieser andere hinaufzusteigen. Es ist verboten, links auszufolgen. Es ist verboten, aufzufolgen, während der Zubogen in Bewegung setzt. Es ist verboten, den Perron ohne Billetabgabe zu verlassen. Es ist verboten, den Kopf zum Fenster hinauszustrecken. Es ist verboten, Flaschen zum Fenster hinauszurufen. Es ist verboten, das Nothsignal ohne Lebensgefahr zu ziehen. Und wenn man sich mit allen diesen Vorschriften glücklich vertraut gemacht hat, sein Billetabgegeben hat und durch den richtigen Ausgang marschirt ist, dann stößt man mit Sicherheit auf ein Schild „Durchgang verboten“. Will man nun wieder durch den Ausgang, den man benutzt hat, zurück, so erfährt man zu seinem Entsetzen, daß das „Verboten“ ist. Man muß sich einen anderen Eingang suchen, und kann dann durch einen anderen Ausgang endlich dem Bahnhof entfliehen.“

Nachdem sich der Engländer über die deutsche Titleduft und noch einiges andere lustig gemacht hat, weiß es erfreulicherweise auch etwas Gutes zu sagen: „Seit 1871 sind die Deutschen darauf aus, alle französischen Fremdwörter aus ihrem Sprachschatze auszuräumen. Jetzt ist der Kampf über alle Fremdwörter überhaupt entbrannt. Das Wort „Telephon“ ist über die ganze Welt verbreitet. Man gebraucht es selbst in Ländern mit ganz anderem Alphabet, z. B. in Rußland und der Türkei. Jini hatte es auch in Deutschland Heimathrecht. Aber jetzt trifft man weit häufiger das Wort „Fernsprecher“, und das finde ich sehr verständig. Jedes deutsche Kind von 3 oder 4 Jahren kann sich bei dem Worte Fernsprecher etwas denken, während keines wissen kann, was das Wort Telephon bedeuten soll. — Die Meisten denken, die französische Sprache ist reicher an Bezeichnungen für Speisen und Nahrungsmittel als die deutsche. So dachte ich auch. Aber ich war so überrascht über den Wortschatz der deutschen Epistarde, daß ich mir die Mühe nahm, die Bezeichnungen für Gerichte in einem französisch-englischen und einem deutsch-englischen Taschenwörterbuche zu zählen. Resultat: Frankreich 8 Spalten, Deutschland 11. Und das ist eigentlich kein Wunder, denn die Deutschen scheinen nicht nur mehr eßbare Dinge zu haben, sondern ihnen auch tüchtiger zuzuprednen.“

Schiller, der Hero des deutschen Idealismus, ist auch französischer Bürger. Am 26. August 1792 wurde ihm und einer Anzahl berühmter Ausländer der Titel Citoyen de France verliehen. Selten hat der Druckfehlerteufel — wenn es nicht zum Theil einfache Unwissenheit war — so schlimme Posten getrieben, wie in dem Beschluß, der diese Ehrung aussprach. Wir finden da Klopof statt Klopofod, Venthonn statt Venthom, Madinof statt Madinof, Pestalori statt Pestalozzi, Rocinso statt Roczigusto; Schiller endlich war Giller's geschrieben, das Dekret war an „le fleur Gille, publiciste allemand“ gerichtet. Die in Weimar aufbewahrte Urkunde hat einen eigenthümlichen Reiz durch die hastige Sudigung von der Idee und der Veranschaulichung des Persönlichen. Schiller, der in den Räubern seiner faulen Zeit mit dem Zorn eines jungen, freibeitberauchten Titanen Dolch und Pistole unter die Nase gehalten, der in Kabale und Liebe tüfeler und befeidender den kleinen Despoten ihr Sündenregister aufgezählt hatte, begrüßte anfänglich in der Revolution die Morgenröthe der Freiheit, wie diese sich in seinem Kopf malte. Als sich aber immer schrecklicher das Wort bemährte, daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden, als die gewaltigen Wogen allen Schlamme, alle Ungehauer, die in der Tiefe des Volkes schliefen, an die Oberfläche wälzte, da empfand er nur noch Abfche gegen die „Schindertnechte“ und war der Ansicht, die Revolution habe nicht nur das französische Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europas und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert.“ Als ästhetischer Philosoph konnte Schiller der Revolution, die seine theoretischen Ideale so grausam zertrümmerte, nicht anders gegenüber stehen, erst spätere Zeiten erwiesen, daß die Revolution trotz alledem in der Geschichte der Menschheit ein gewaltiger Schritt vorwärts gewesen ist.